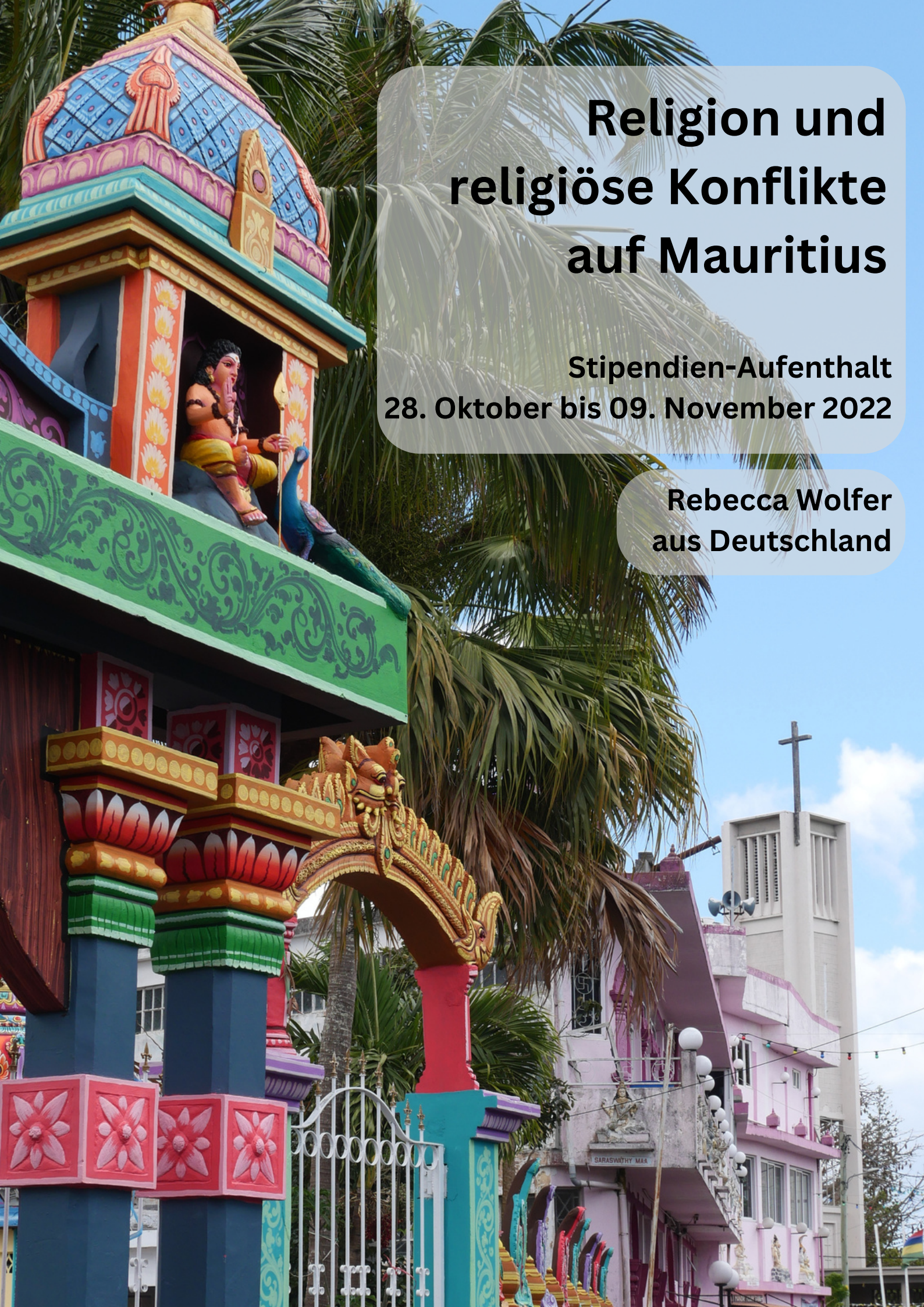

Religion und religiöse Konflikte auf Mauritius

Stipendien-Aufenthalt
28. Oktober bis 09. November 2022

Rebecca Wolfer
aus Deutschland

Inhaltsverzeichnis

1. Mauritius: Religiöse Konflikte im Paradies?.....2
2. Port Louis: Gelebter Multikulturalismus.....4
3. Vacoas-Phoenix: Christlicher und hinduistischer Glaube.....21
4. Flic en Flac: Religion und Tourismus.....24
5. Grand Baie: Abschluss im Norden der Insel.....28
7. Fazit.....30
8. Dank.....31

1. Mauritius: Religiöse Konflikte im Paradies?

Mauritius ist bekannt als Urlaubsparadies: Ewige Sandstände, Palmen und sonniges Wetter sind die ersten Ergebnisse einer Bildersuche im Internet. Tatsächlich gilt die Insel im Indischen Ozean als „Musterbeispiel“ der afrikanischen Länder: Laut EIU-Democracy Index 2020 ist Mauritius die einzige volle Demokratie des Kontinents. Der Human Development Index 2020, der Faktoren wie die Lebenserwartung, Dauer des Schulbesuchs und die Kaufkraft miteinbezieht, nennt Mauritius auf Platz 66 von 189 Ländern – ebenfalls der beste Wert Afrikas.

Mauritius hat keine indigene Bevölkerung, die ersten Einwohner*innen kamen aufgrund der Kolonialherrschaft aus den Niederlanden und Frankreich. Die nach Mauritius gebrachten missionierten Sklav*innen stammten hauptsächlich aus Ländern Westafrikas, Mosambik und Madagaskar. Auch heute noch bezeichnen sich ihre Nachfahr*innen als Kreol*innen, ein Überbegriff, der die verschiedenen Länder zusammenfasst. Nach der Abschaffung der Sklaverei Anfang des 19. Jahrhunderts kamen viele Vertragsarbeiter*innen aus Indien nach Mauritius. Sie waren vor allem hinduistischen, aber auch muslimischen Glaubens. Trotz dieser heterogenen Bevölkerung wird die Insel als Land beschrieben, in dem die verschiedenen Kulturen und Religionsgemeinschaften friedlich zusammenleben. Oft wird dafür das Symbol des Regenbogens verwendet: Die Gruppen leben wie die einzelnen Farben in Harmonie, aber abgegrenzt voneinander.

Die Hauptreligionen auf Mauritius sind der Hinduismus, dem rund 48 Prozent der Bevölkerung angehören, der Islam (rund 17 Prozent) und das katholische Christentum (rund 26 Prozent). Das Wort „Hinduismus“ ist dabei eine Fremdbezeichnung, die verschiedene indische Religionen zusammenfasst. Viele Hindus verweisen darauf, dass der Hinduismus eher eine Lebensart als eine Religion ist, da sich die jeweiligen Vorgaben und Riten je nach Region unterscheiden.

Dass die Anhänger*innen der unterschiedlichen Glaubensgemeinschaften friedlich auf Mauritius leben, wird unter anderem im Rahmen der verschiedenen Feiertage demonstriert: So sind sowohl christliche Feiertage wie Weihnachten als auch Eid al-Fitr (muslimisch) und Diwali (hinduistisch) freie Tage für alle Einwohner*innen von Mauritius.

Ein Blick hinter diese Beispiele von Multikulturalismus und religiöser Toleranz macht allerdings deutlich, dass vor allem die christlichen Kreol*innen häufig marginalisiert werden. Studien zeigen: Sie sind mehr negativen Stereotypen ausgesetzt, häufiger arbeitslos und haben weniger politische Macht als andere Mauritier*innen *(vgl. Ng Tseung-Wong & Verkuyten, 2015)*. Jeweils 29 Prozent der Muslim*innen und Christ*innen gaben in einer Studie des Forschungsnetzwerks *Afrobarometer* an, im Jahr 2017 mindestens einmal religiöse Diskriminierung erfahren zu haben – in der Gruppe der Hindus waren es sechs Prozent.

Das hängt auch damit zusammen, dass der eigene Glaube Auswirkungen auf die nationale Zugehörigkeit hat: Reformen in Indien im 19. Jahrhundert führten dazu, dass sich Hindus und Muslim*innen stärker mit ihrer Religionsgemeinschaft identifizierten und sich mehr auf ihre „ursprüngliche Kultur“ in Indien beriefen. Die Kreol*innen konnten sich dagegen nicht auf eine solche Kultur beziehen, da sie aus verschiedenen Ländern Afrikas stammten und nicht „ursprünglich“ christlich sind, sondern missioniert wurden.

Die mauritische Verfassung bevorzugt bis heute die Glaubensgemeinschaften, die sich auf eine „ursprüngliche“ Kultur beziehen können: Sie unterscheidet u.a. zwischen Hindus, Muslim*innen und der sogenannten „General Population“, zu der die katholischen Kreol*innen gehören. Viele Hindus sind der Ansicht, dass nur die Gläubigen, die sich auf eine Kultur beziehen können, zur Stabilität des Landes beitragen. Die Verbindung von Religion und nationaler Identität ist also ein möglicher Grund für die Diskriminierung bestimmter Gruppen wie der katholischen Kreol*innen.

Während meiner sechswöchigen Recherche habe ich diese religiösen Konflikte und ihre Auswirkungen auf die Gesellschaft näher untersucht. In meinem Masterstudiengang „Religion und Politik“ konnte ich bereits viel zu Konzepten wie dem Multikulturalismus lernen. Auch in meiner Arbeit als freie Journalistin für Print- und Online-Medien beschäftige ich mich unter anderem mit Religionen und Gläubigen. Ich bin evangelisch getauft, würde mich aber nicht als gläubig bezeichnen, sondern eher als interessiert an den verschiedenen Religionsgemeinschaften, Philosophien und Praktiken.

2. Port Louis: Gelebter Multikulturalismus

„Wenn du Hindu bist, ist das dein Problem. Wenn du Christ bist, ist das auch dein Problem“ – Sameer Cader

Das sagt Taxifahrer Sameer auf dem Weg vom Flughafen zu meinem AirBnB, nachdem ich ihm erklärt habe, warum ich ganze sechs Wochen auf Mauritius verbringe. Er selbst ist Muslim. „Auf Mauritius leben viele verschiedene Religionen zusammen“, sagt er. „Viele denken, dass es deshalb zu Konflikten kommen muss. Das ist hier aber nicht so.“ Ist es wirklich so einfach? Das möchte ich in den kommenden Tagen herausfinden.

Wir fahren einmal quer über die Insel, vom Flughafen im Südosten nach Pointe aux Sables im Nordwesten. Vorbei an Zucker- und Teeplantagen, Häusern und Palmen. Weil wir früh morgens vor der Rush-Hour unterwegs sind, brauchen wir insgesamt nur etwa eine Stunde.

Ich habe mich dafür entschieden, in den ersten beiden Wochen in Pointe aux Sables in der Nähe der Hauptstadt Port Louis zu wohnen. In dieser leben die meisten Menschen (rund 150.000) und es gibt dort viele Kirchen, Moscheen und Hindu-Tempel. Ich hoffe, dort Gläubige zu finden, die mit mir über ihre Religion reden möchten.

Das Thema ist allgegenwärtig, denn auf Mauritius leben viele verschiedene Religionsgemeinschaften. Der größten Anteil der insgesamt rund 1,3 Millionen Einwohner*innen fällt auf die Hindus mit rund 48 Prozent der Bevölkerung. Anschließend folgen römisch-katholische Christ*innen (26 Prozent), Muslim*innen (17 Prozent) sowie andere christliche Gemeinschaften wie Adventist*innen, Presbyter*innen und Anhänger*innen von Pfingstkirchen (6 Prozent). Und wie Taxifahrer Sameer betont, leben die verschie-

denen Gemeinschaften friedlich zusammen.

In meiner sechswöchigen Recherche möchte ich herausfinden, ob dieses friedliche Zusammenleben tatsächlich existiert. Dafür fahre ich zunächst nach Port Louis. Doch der einzige Weg, wie man ohne Taxi oder eigenes Auto von einem Ort zum anderen kommt, ist mit Bussen – Züge oder Dienste wie Uber gibt es auf der Insel nicht.

Die Busse zu verstehen, ist allerdings gar nicht so einfach. Wann sie abfahren, weiß zum Beispiel niemand genau. Es gibt nämlich keine Fahrpläne – und selten offizielle Bushaltestellen. Ich stehe an einer, die keinen Namen hat, sondern nur mit einem kleinen, schwarzen „Bus Stop“-Schild gekennzeichnet ist. Dank Robert, meinem AirBnB-Host, weiß ich, dass hier der Bus Nummer 51 nach Port Louis fährt – eine Auflistung der Linien ist an der Haltestelle nämlich auch nicht zu finden. Vor allem in die Hauptstadt fahren die Busse aber sehr häufig und ich muss selten mehr als zehn Minuten warten.

Auch um Tickets muss ich mir vorher keine Gedanken machen: Sobald ich mich hingesetzt habe, kommt ein Ticketverkäufer zu mir. Ich sage ihm, wohin ich möchte (oder nenne eine nahe gelegene Haltestelle, die einen Namen hat), bezahle und erhalte ein ausgedrucktes Ticket. Umgerechnet kostet mich die Fahrt nach Port Louis etwas weniger als einen Euro. Wer zum ersten Mal mit einer Buslinie unterwegs ist, weiß leider auch nicht, welche Route sie nimmt. Bisher musste ich aber nur in die Hauptstadt und zurück. Dafür fahren wir etwa eine halbe Stunde lang durch Wohngebiete, an Schulen und Supermärkten vorbei und auch eine kurze Zeit an der Küste entlang.

Auf Mauritius herrscht Linksverkehr. Zur Rush-Hour morgens und nachmittags sind die Straßen sehr voll. Wenn der Busfahrer aber freie Fahrt hat, gibt er Vollgas – und rast teilweise auch über Bodenwellen, sodass wir von unseren Sitzen abheben. Kurz vor dem Immigration Square, einer der Haupt-Haltestellen in Port Louis, steige ich aus.

Viele Menschen drängen sich durch die Stadt und die engen Straßen sind voller Autos und Motorräder. Die meisten Gebäude sind heruntergekommen. Hier werden Kleidung und Stoffe, Essen und Elektronik verkauft. Den krassen Gegensatz zu den Gassen der Innenstadt bildet die sogenannte „Waterfront“ am Hafen: Dort stehen neue und glänzende Gebäude, ein Casino, Cafés sowie Geschäfte von bekannten Kleidermarken.

Beim Spaziergang durch die Stadt sind religiöse Symbole allgegenwärtig (auch wenn ich durch meine Recherche wahrscheinlich verstärkt darauf achte): An Bussen sehe ich Sticker des Hindu-Gottes Ganesha auf der Fahrerkabine oder einen „Masha Allah“-Aufdruck an der Windschutzscheibe. Mitten in einem muslimischen Viertel, in dem Stoffe und Tücher verkauft werden, steht eine christliche Schule – und das *Muslim Girls College* befindet sich gegenüber von der Kathedrale von Port Louis.

Auch auf dem Weg nach Port Louis fahren wir zuerst an einem Hindu-Tempel und anschließend an einer kleinen Kapelle vorbei. Sobald wir an dem blauen Häuschen mit einem Kreuz und einer Figur der Heiligen Maria vorbei fahren, bekreuzigen sich einige Mitfahrer*innen im Bus.

„Wir respektieren jeden" – Acharya Shuidenzu Tiwari

Bei vielen Hindu-Tempeln, an denen ich vorbei laufe, stehe ich vor verschlossenen Türen und kann auch drinnen niemanden ausfindig machen. Schließlich betrete ich den Tempel *Vishnu Kchetre Mandir* ein paar Kilometer außerhalb des Stadtzentrums von Port Louis.

Bevor der Priester Acharya Shuidenzu Tiwari zu mir kommt, geht er kurz in einen kleineren Raum, um zu beten. Tiwari ist aus Indien nach Mauritius gezogen und spricht nur wenig Englisch, deshalb hilft ihm ein weiterer Gläubiger bei der Übersetzung.

Auf Mauritius würden die Religionsgemeinschaften friedlich zusammenleben, erklären die beiden. „Wir respektieren jeden, und die anderen Gemeinschaften respektieren uns auch", erklärt Tiwari. Die eigene Religion sei eher eine private Angelegenheit und spiele seiner Meinung nach keine wichtige Rolle in der Politik.

Ein paar Tage nach meinem Besuch werden die Hindus das Fest Dussehra feiern. Dass es bald ansteht, lässt sich auch an den vielen orangenen Flaggen erkennen, die vorher an den Tempeln gehisst werden.
Als ich den Priester darauf anspreche, leuchtet sein Gesicht auf. Begeistert erklärt er, warum dieses Fest begangen wird: Der Legende nach besiegte der Gott Ram den zehnköpfigen Dämonenkönig Ravan, der dessen Frau Sita entführt hatte. Dieser Kampf des Guten gegen das Böse wird an Dussehra gefeiert. Dem Tag voraus geht das neuntägige Fest Navratri, bei dem an jedem Tag eine andere Form der Muttergöttin Shakti gefeiert wird. Das Fest wird je nach Weltregion unterschiedlich begangen. Auf Mauritius fasteten viele Hindus neun Tage vor dem 5. Oktober, dem diesjährigen Tag des Dussehra-Fests, und beteten zweimal am Tag.

„Wir sind Tamilen, keine Hindus" – Ken Saravana Mardaymootoo

An einem Kiosk in der Innenstadt treffe ich auf den Straßenmusiker Ken Saravana Mardaymootoo, der sich unbedingt mit mir über mein Recherchethema unterhalten möchte. Er ist Tamile – ein Begriff, der häufig verallgemeinert und als Teil des Hinduismus beschrieben wird.

Für Ken ist es aber sehr wichtig, diese Begriffe voneinander zu unterscheiden. *Tamil* beschreibt eine Kultur von Menschen, die aus dem Süden Indiens stammen. Allgemein gesagt, sprechen Tamil*innen eine andere Sprache (Tamil statt Hindi) und glauben zusätzlich an andere Götter als die des Hinduismus. Auch das Dusshera-Fest wird Ken nicht feiern.

Er habe zwar Freunde, die dem Hinduismus und anderen Religionen angehören, das Thema spielt in ihren Konversationen allerdings keine Rolle: „Wir respektieren unsere unterschiedlichen Auffassungen und drängen anderen nicht den eigenen Glauben auf", sagt er.

„Warum lässt du mich Unheil sehen und siehst dem Elend zu? Unterdrückung und Gewalt liegen vor mir." Habakuk 1,3

An einem Sonntag besuche ich die Messe in der Kathedrale von Port Louis, der ältesten Kirche der Stadt. Der Priester Jean-Maurice Labour freut sich über eine neue Besucherin und begrüßt mich persönlich, bevor er den Gottesdienst beginnt.
Am Anfang der Messe wird aus dem Buch Habakuk in der Bibel gelesen. Der Prophet beklagt darin, dass er Unterdrückung, Gewalt und Streit sehen muss und fragt sich, wie Gott das zulassen kann. Dieser Ausschnitt passt zu der von den Christ*innen empfundenen Diskriminierung auf Mauritius, lässt sich aber natürlich auch auf viele weitere Lebenssituationen übertragen.

In der Predigt geht es um einen Vers im Lukas-Evangelium, Kapitel 17: „Und die Apostel sprachen zu dem Herrn: Mehre uns den Glauben! Der Herr aber sprach: Wenn ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, so würdet ihr zu diesem Maulbeerfeigenbaum sagen: Entwurzele dich und pflanze dich ins Meer! Und er würde euch gehorchen." Priester

Labour betont, dass die Hingabe an Gott und der unerschütterliche Glaube wichtig seien und daraus auch unerwartete Ereignisse entstehen können.

Im Gottesdienst wird auf Französisch, Englisch und Morisyen gepredigt und gesungen. Morisyen ist eine auf Französisch basierende Kreolsprache, die von den meisten Einwohner*innen von Mauritius gesprochen wird. Sie entstand als neue Art der Kommunikation zwischen den Sklav*innen, die aus den unterschiedlichen Regionen Afrikas stammten. Die Sprache wurde letztendlich auch zur Kommunikation zwischen den Sklav*innen und den Kolonialherren verwendet.

Eine Orgel gibt es in der Kirche nicht. Stattdessen wird mit einer Gitarre und einer Trommel Musik gemacht, bei manchen Liedern klatschen die Besucher*innen im Takt. Die Songtexte stehen dabei nicht im Gesangbuch, sondern werden mithilfe eines Beamers auf eine Leinwand projiziert.

Danach feiert ein Paar seinen 50. Hochzeitstag und wird gemeinsam mit der Familie nach vorne gebeten, um das Eheversprechen zu erneuern. Als der Ehemann anschließend beginnt, ein kurzes Lied zu singen, müssen der Priester und ich (und wahrscheinlich alle anderen in der Kirche) Tränen verdrücken – und das, obwohl ich gefühlt nur die Hälfte von dem verstehe, was in der Kirche gesprochen wird.

„Wir laden unsere Nachbarn zu unseren Feiertagen ein – egal, welcher Religion sie angehören" – Riyaad Fokeerbux

Der Studie von Eisenlohr aus dem Jahr 2018 zufolge werden Muslim*innen auf Mauritius weniger diskriminiert als Christ*innen, da sie sich wie die Hindus auf eine gemeinsame, indische Herkunft berufen können. Da aber deutlich mehr Hindus als Muslim*innen auf Mauritius leben, interessiert mich, ob sie deshalb möglicherweise auch Nachteile im Alltag erfahren.

Die Gläubigen, die ich vor der Mazjid-Moschee anspreche, verweisen mich auf die Jummah-Moschee in der Innenstadt. Sie selbst wollen nicht mit mir reden, können aber auch nur Morisyen und kein Englisch oder Französisch sprechen.

Vor der Jummah-Moschee, der größten Moschee in Mauritius, spreche ich einen Mann an, der Flaggen mit arabischen Schriftzügen verkauft. Doch auch er möchte nicht mit mir sprechen und zeigt mir den Eingang zur Moschee.

Dort treffe ich Riyaad Fokeerbux, der für die IT der Moschee zuständig ist und kurz Zeit für ein Interview hat. Auch er bestätigt, dass die verschiedenen Religionsgemeinschaften auf Mauritius friedlich zusammenleben. „Das liegt daran, dass die Menschen auf Mauritius aus den unterschiedlichsten Teilen und Kulturen der Welt kamen", erklärt er. Sie mussten zusammen leben und einander helfen – daraus entstand Fokeerbux zufolge der Respekt für andere Ansichten und Religionsgemeinschaften, der von den Vorfahren an die Kinder übertragen wurde.

Die Menschen auf Mauritius seien gläubig, würden ihren Glauben aber hauptsächlich privat ausleben, sagt er. Eine Ausnahme bilden die Feiertage wie das hinduistische Fest

Diwali oder das muslimische Fest Eid al-Fitr, an dem sich die Nachbarn häufig gegenseitig zum Essen einladen. Außerdem helfen sich die Menschen gegenseitig bei den Vorbereitungen von Geburtstagen oder Hochzeiten. „Dein Nachbar ist der erste, der vor deiner Tür steht und dir helfen will – ganz egal, welcher Religion er angehört“, erklärt Fokeerbux.

Gegen Ende des Gesprächs frage ich Fokeerbux, ob er manchmal das Gefühl habe, aufgrund seiner Religion auf Mauritius diskriminiert zu werden. Er zögert kurz und sagt dann, dass Diskriminierungen selten vorkämen und vor allem etwas mit fehlender Bildung und dem Nicht-Wissen über andere Religionen zu tun habe. Kurz darauf bricht er das Gespräch ab, da mehrere Männer vor dem Raum warten, in dem wir sitzen – anscheinend steht für ihn bereits der nächste Termin an.

Riyaad Fokeerbux gibt mir noch schnell zwei Infoblätter mit, auf denen ich weitere Informationen zu Muslim*innen auf Mauritius finden kann. Sie leben seit 1722, also seit der französischen Kolonialherrschaft, auf der Insel. Die meisten Muslim*innen kamen aus Indien und arbeiteten als Handwerker*innen und Seeleute sowie als Verkäufer*innen, die sich auf den Handel mit Textilien und Stoffen spezialisiert haben. Auch heute arbeiten noch viele Muslim*innen in diesem Bereich, wie ich in Port Louis bemerke. In der Hauptstadt lebt außerdem der größte Anteil der Muslim*innen auf der Insel.

In der Vergangenheit übernahmen muslimische Bürger bereits früh politische Ämter: 1838 wurde der erste muslimische Bürgermeister von Port Louis ernannt, G.M.D. Atchia. Im Jahr 1992 folgte mit Cassam Uteem der erste muslimische Präsident von Mauritius.

„Das heutige Leben auf Mauritius hängt stark mit dem Kolonialismus zusammen“ – Jonathan Ravat

Um die aktuellen Verhältnisse auf Mauritius zu beschreiben, beziehen sich meine Interviewpartner*innen häufig auf die Geschichte des Landes. Um sie besser zu verstehen, besuche ich das Gebäude Aapravasi Ghat, das seit 2006 UNESCO-Welterbe ist. Es entstand 1849 und gilt als Startpunkt der weltweiten Auswanderungs- und Vertragsarbeit.

Einige Jahre zuvor, 1833, wurde die Sklaverei in den britischen Kolonien offiziell abgeschafft. Nach der Abschaffung der Sklaverei auf Mauritius 1835 hatten die Kolonialmächte allerdings einen hohen Bedarf an Arbeitskräften, vor allem auf den Zuckerplantagen. Denn die meisten der befreiten Sklav*innen zogen an die Küste oder die Vororte der großen Städte, um dort in der Landwirtschaft, in der Fischerei oder im Handel und handwerklichen Bereich zu arbeiten.

Deshalb entschied sich die britische Regierung dafür, Mauritius zum ersten Ort für das sogenannte „Great Experiment“ zu machen. Statt Sklavenarbeit sollen die Menschen freiwillig zum Arbeiten auf die Insel kommen und Verträge von einem bis fünf Jahren erhalten.

Der Plan ging auf: Insgesamt kamen zwischen 1834 und 1920 2,2 Millionen Einwanderer*innen auf die Insel. Die meisten stammten aus Indien (97,5 Prozent), es gab aber auch Arbeiter*innen aus China, Madagaskar und Mosambik. Bis heute haben 70 Prozent der Einwohner*innen auf Mauritius Vorfahren aus dieser Zeit.

Am Aapravasi Ghat kamen die Menschen an, wurden überprüft, teilweise geimpft und anschließend an ihre Arbeitsstellen gebracht. An manchen Tagen waren mehr als tausend Männer, Frauen und Kinder in den Räumen untergebracht.

Vor allem zu Beginn stellte die Vertragsarbeit, die sogenannte *indentured labour*, allerdings keine Verbesserung zur vorherigen Sklavenarbeit dar: Die Arbeiter*innen wurden anfangs teilweise durch Zwang rekrutiert, andere kamen in der Hoffnung auf ein besseres Leben nach Mauritius.

Doch das Gehalt war schlecht, es fehlte an medizinischer Versorgung und geeigneten Häusern. Die Arbeiter*innen wurden mit Geld- und Gefängnisstrafen belegt, sollten sie bei der Arbeit fehlen. Viele Beschwerden der Arbeiter*innen sowie die Etablierung des „Protectors of Immigrants“ im Jahr 1842 führten aber dazu, dass sich die Lebensbedingungen mit der Zeit verbesserten.

Nachdem das „Great Experiment“ auf Mauritius für die Kolonialherren erfolgreich durchgeführt wurde, übernahmen andere britische Kolonien wie Fidschi, Guyana, Jamaika oder Südafrika sowie die Kolonien der anderen Mächte wie Frankreich oder Spanien das Konzept der Vertragsarbeiter*innen.

„Wir wollen Austausch zwischen den Dialogen fördern, bevor etwas Schlimmeres passiert“ – Jonathan Ravat

Auf den Council of Religions bin ich bereits bei meiner Recherche in Deutschland gestoßen. Die Organisation, die 2001 gegründet wurde, setzt sich für einen interreligiösen Dialog und ein besseres Verständnis der verschiedenen Glaubensgemeinschaften auf Mauritius ein. In den religiösen Gemeinschaften ist der Council of Religions bekannt, mehrere Interviewpartner*innen haben mich bereits auf seine Arbeit hingewiesen.

Dabei beschäftigt sich die Organisation nicht nur mit den drei größten Religionen der Insel (Hinduismus, Christentum und Islam), sondern auch mit Gemeinschaften, die weniger Gläubige haben, etwa dem Buddhismus oder dem Bahaitum. Die Bahai-Lehre wurde Mitte des 19. Jahrhunderts begründet und zeichnet sich durch die Überzeugung aus, dass alle Menschen in ihrer Vielfalt zu einer einzigen Menschheitsfamilie gehört. Sie lehrt den Glauben an einen Gott und hat verfolgt unter anderem das Ziel des Weltfriedens, dem Zusammenspiel zwischen Religion und Wissenschaft sowie der Gleichheit von Mann und Frau.

Zum Gespräch treffen wir uns auf dem Campus der Universität von Mauritius. Sie befindet sich in Réduit, in der Mitte der Insel. Kleine weiße Häuser stehen auf dem Gelände verteilt, umgeben von Palmen und bunt blühenden Bäumen. In der Mittagspause sitzen die Studierenden zusammen und essen draußen, oder spielen an Billardtischen in der Caféteria.

Ich treffe mich mit Reverend Dr. Eddy Cheong See und Dr. Jonathan Ravat, die unter anderem an der Universität von Mauritius lehren. Im vergangenen Jahr haben sie dort den Diplom-Studiengang *Peace and Interfaith Studies* ins Leben gerufen.

Neben der Forschung und Lehre an der Universität ist der Council of Religions ein weiterer Teil der Arbeit von Cheong See und Ravat: „Wir veranstalten Diskussionen und Gespräche zwischen Anhänger*innen von verschiedenen Religionen und werden selbst von Gemeinschaften eingeladen, um dort unsere Arbeit vorzustellen. Außerdem werden wir bei Konflikten als Mediatoren hinzugezogen“, erklären sie.

Nach einem Beispiel für einen solchen Konflikt gefragt, erzählt Ravat von einer hinduistischen Gemeinde in der Stadt Vacoas-Phoenix, die den Bau eines McDonald’s in der Nähe des Tempels verhindern wollte: „Sie beklagten, dass dort Kühe, ihre heiligen Tiere, geschlachtet werden und der Geruch des Fleischs hinüberzieht“, sagt er. In der Mediation versuchten Ravat und seine Kolleg*innen, den beiden Parteien die unterschiedlichen Standpunkte zu erläutern – heute steht der McDonald’s in Phoenix.

Aber wie sieht es mit Konflikten zwischen den unterschiedlichen Gemeinschaften aus? Stimmen die Ergebnisse von Eisenloher, dass Christ*innen und andere Gläubige, die sich nicht auf eine indische Kultur beziehen können, diskriminiert werden?

Es treffe zu, dass es in den letzten Jahrzehnten keine großen religiösen Konflikte gab, bestätigen die beiden. Aber: „Die Menschen auf Mauritius sind sehr höflich“, erklärt Ravat. Sie könnten sich mit Anhänger*innen anderer Religionsgemeinschaften unterhalten und mit ihnen zusammenarbeiten – über religiöse Ansichten oder tiefer gehende Themen werde dabei aber nicht gesprochen. „Ich würde tatsächlich von einer Art Igno-

ranz sprechen“, sagt Cheong See. „Da Religion einen großen Anteil an der Identität der Menschen hat, ist es vielen wichtig, diese Ansichten zu beschützen. Manche umgeben sich dann nur noch mit Menschen des eigenen Glaubens“

Wie Riyaad Fokeerbux von der Jummah-Moschee führt Ravat dies auf die Geschichte des Landes zurück: Als die unterschiedlichsten Bevölkerungsgruppen und Glaubensgemeinschaften nach Mauritius kamen, musste die Regierung die Diversität organisieren, um Konflikte zu vermeiden. Sie nutzte dafür das Konzept des Multikulturalismus: „Man bediente sich verschiedener Slogans, zum Beispiel, dass wir alle Einwohner*innen von Mauritius sind“, erklärt Ravat. Diese Slogans führten aber dazu, dass sich nicht mit der religiösen Diversität des Landes auseinandergesetzt wurde.
Stattdessen lebte jede*r seine Religion aus, ohne sich mit anderen Ansichten auseinander zu setzen. „So können Vorurteile und Konflikte leichter entstehen“, sagen sie. Das Konzept des Multikulturalismus führte dazu, dass die verschiedenen religiösen Gemeinschaften wie in Parallelgesellschaften zusammenleben, sich also nicht mit anderen Gläubigen über ihre Ansichten austauschen. Unter der Oberfläche dieser Slogans entstanden bereits früh Ungleichheiten, die bis heute fortbestehen. Jonathan Ravat führt die Problematik auch auf den Kolonialismus zurück, der die Gesellschaft geprägt und Machtverhältnisse etabliert hat.

Im Zuge dessen wurden die Sklav*innen, die aus verschiedenen Ländern kamen und unterschiedliche indigene Glaubenstraditionen hatten, von den französischen Kolonialherren missioniert und mussten einen wichtigen Teil ihrer Identität aufgeben. „Und selbst als sie den christlichen Glauben angenommen haben, wurden sie aufgrund von Rassismus benachteiligt“, sagt Ravat. Bis heute kann aus diesen Gründen die sogenannte *malaise creole* beobachtet werden, die Benachteiligung von kreolischen Christ*innen.

Als die Hindus und Muslim*innen im Rahmen der Vertragsarbeit kamen, hatten sie dagegen schon mehr Geld und mehr Bildung als die damaligen Sklav*innen, was dazu führte, dass sie auch mehr politische Macht übernahmen.

Auch an der Universität seien die meisten Menschen in hohen Positionen Hindus, sagt Ravat: „Das liegt auch daran, dass Muslim*innen und Christ*innen in den letzten Jahrzehnten nicht motiviert wurden, diese Berufe zu ergreifen.“
Ohne einen regelmäßigen Dialog könne der Multikulturalismus kann zu einer Angst vor

anderen Religionsgemeinschaften führen. Um dieses Szenario zu vermeiden, möchten die Vertreter*innen des Council of Religion anstelle des Multikulturalismus ein neues Modell etablieren, den *interkulturellen Dialog.*

Um die Arbeit des Council of Religions noch besser zu verstehen, besuche ich eine Podiumsdiskussion, die zum Thema Tod veranstaltet wird. Sie findet in Rose-Hill statt, einer Stadt im Landesinneren von Mauritius.
Die Fahrt nach Rose-Hill ist meine erste Chance, die Metro zu nehmen, die aktuell auf der Insel gebaut wird. Sie führt von Port Louis in Richtung Süden, neun der 20 Haltestellen wurden bereits errichtet. Ich muss zwar etwa 45 Minuten von meiner Unterkunft zur Haltestelle laufen – doch das ist es wert: An den Haltestellen gibt es Trinkwasserspender und WLAN (öffentliches WLAN gibt es auf Mauritius sonst nur in manchen Cafés). Die neuen Züge sind geräumig und schnell, das Ticket, das ich vorher am Automaten kaufe, kostet mich nur ein paar Cent mehr als das Busticket.

In Rose-Hill steige ich aus und laufe durch die Stadt, bevor ich zur Veranstaltung muss. Die Gebäude erinnern mich an die in Port Louis, hier ist es allerdings etwas ruhiger als in der Hauptstadt. Mittags höre ich zum ersten Mal einen Muezzin rufen – an diesem Tag wird außerdem das Fest *Yaum-un-Nabi* begangen, mit dem Muslim*innen den Geburtstag des Propheten Mohammed feiern.

In einer Kirche ein paar Kilometer weiter beten etwa fünf Menschen, in einer anderen, der katholischen Kirche von *St. Anne*, probt ein Kinderchor. Diese Kirche stand außerdem direkt neben einem großen Hindu-Tempel, dem *Stanley Arulmigu Draupadee Ammen Tirukkovil* – ein weiteres Symbol für den gelebten Multikulturalismus auf Mauritius.

Die Veranstaltung trägt den französischen Titel „Mort medicalisée – Mort religieuse“ und fand im Institute Francais Maurice statt. Das Haus sieht neu aus, hat sehr hohe Decken und ist zur Seite hin offen. Die Redner*innen halten ihre Vorträge in dem in den Boden eingelassenen Auditorium. Dabei stellen fünf Religionsvertreter*innen vor, wie in ihrer Gemeinschaft das Thema Tod betrachtet wird, genauer gesagt im Christentum, im Islam, im Hinduismus, im Buddhismus sowie im Bahaitum. Außerdem präsentieren zwei Ärzte aktuelle Entwicklungen in der Palliativmedizin in Frankreich und Mauritius.

„Die Situation für Kreol*innen verbessert sich" – Audrey Steulet

Am darauffolgenden Tag habe ich mich mit meinen AirBnB-Hosts zum Gespräch verabredet. Sie sind die ersten Christen, mit denen ich ein längeres Gespräch führen kann.

Audrey und Robert Steulet sind katholische Christen – unschwer zu erkennen auch an der Statue der Heiligen Mutter Maria, die hinter mir in einer hohen Steinmauer steht. Solche Statuen habe ich in den Gärten in Pointe aux Sables häufiger gesehen. Neben Häusern, in denen Hindus wohnen, standen dagegen häufig kleine Stein-Altäre für eine bestimmte Gottheit.
Audrey und Robert seien zwar beide gläubig, erzählen sie, regelmäßig in die Kirche gehen würden sie allerdings nicht mehr.

In der mauritischen Gesellschaft spiele Religion eine große Rolle: „Jeden Abend um halb acht läuft im Fernsehen eine Sendung zu den verschiedenen Glaubensgemeinschaften“, sagt Audrey. Außerdem habe jede Religion eigene offizielle Feiertage, die auch für die anderen Gemeinschaften gelten, etwa das hinduistische Diwali (s. S. 29), das muslimische Eid al-Fitr oder Weihnachten.

„Aktuell feiern die Hindus Dusshera und fasten – wie lange genau, weiß ich aber nicht“, sagt sie. Ich kann sie verstehen, die unterschiedlichen Rituale und Götter überfordern mich bei meinen Recherchen teilweise auch. Gleichzeitig ist es genau der Zustand, den Jonathan Ravat vom Council of Religions beschrieben hat: Die Menschen wissen zwar oberflächlich über die Bräuche von anderen Religionsgemeinschaften Bescheid – in Bezug auf tiefer gehende Konzepte oder Philosophien ist das allerdings eher nicht der Fall.

Dass es eine Organisation wie den Council of Religions gibt, finden die beiden gut. „Die Religionen leben aktuell friedlich zusammen. Aber es ist sinnvoll, wenn es einen solchen Verein gibt, der die Situation beruhigen kann, falls es doch zu Konflikten kommen sollte“, erklärt Robert.

Es treffe zu, dass die Hindus viel Macht hätten und beispielsweise wichtige Posten in der Regierung inne haben. „Ich habe das Gefühl, sie wollen diese Macht behalten“, sagt Audrey. Robert erklärt, dass Hindus bei der Einstellung von Bewerber*innen auch eher andere Hindus bevorzugen. „Das ist sicher keine böse Absicht, die Mehrzahl der Leute sind auch Hindus“, sagt Robert. „Dennoch haben wir das Gefühl, dass Menschen indischer Herkunft eher einen Job bekommen als etwa Kreol*innen.“

Das hänge aber auch mit der Bildung zusammen: Viele kreolische Christ*innen seien weniger gebildet als die Hindus und Muslim*innen, sagt Audrey. Die Ursachen dafür reichen weit zurück: Nach der Abschaffung der Sklaverei kamen Menschen, die die Vertragsarbeiter*innen organisieren mussten, die sogenannten *Sirdars*. Das waren meistens Hindus aus Indien, die mehr Geld hatten und mehr Zeit und Ressourcen in ihre Bildung und die ihrer Kinder investieren konnten. Dazu kommt, dass sie die anderen Inder*innen und damit Muslim*innen und Hindus, bevorzugten – ein Teufelskreis.

Die Benachteiligung der kreolischen Christ*innen bessere sich aber schon sehr stark, sagen Audrey und Robert. Die Regierung investiere Geld, um mehr Chancengleichheit im

Bereich der Bildung zu erreichen und dadurch kommen mit der Zeit auch mehr kreolische Christ*innen in öffentliche Positionen.

Zu den Investitionen zählt zum Beispiel die Unterstützung von finanziell ärmeren Familien und Kindern, die Bereitstellung von Schulmaterial oder die Etablierung von sogenannten ZEP-Schulen (*zones d'éducation prioritaires*). Sie befinden sich in Armutsvierteln, haben einen weniger zeitgebundenen Lehrplan und bieten Kindern eine warme Mahlzeit am Tag.
Eine weitere Entwicklung ist laut Robert, dass es immer mehr Hochzeiten zwischen Menschen unterschiedlicher Religionen gibt. Die Kinder würden dann mit beiden Kulturen aufwachsen.
Auch bei meiner Recherche vorab habe ich erfahren, dass einige Einwohner*innen von Mauritius ihren Glauben nicht strikt nach den Traditionen ihrer Religionsgemeinschaft ausleben, sondern in ihrem Alltag Elemente verschiedener Religionen vermischen (*Synkretismus*). Beispielsweise beten manche Mauritier*innen zu den Göttern anderer Religionen oder fasten an deren Feiertagen. Menschen, die zu mehreren Religionsgemeinschaften gehören, habe ich auf meiner Reise allerdings nicht getroffen.

„Die Bildung ist das Hauptproblem" – Bashir Nuckchady

In der Woche darauf versuche ich noch einmal, mit einem muslimischen Gläubigen über mein Recherchethema zu sprechen. Im *Islamic Cultural Center* treffe ich Bashir Nuckchady, der dort als Sekretär arbeitet und ebenfalls dem Council of Religions angehört.

„Wir mussten uns hier mit den unterschiedlichen Religionsgemeinschaften arrangieren – um Mauritius herum ist nur Wasser, wir kamen nicht so einfach weg", sagt er lachend. Er lebe in einem Viertel von Port Louis, das muslimisch geprägt ist und in dem es beispielsweise viele islamische Schulen gibt. „Die Hindus oder Christ*innen wissen aber nur oberflächlich über den Islam Bescheid", erklärt er.

Der Council of Religions möchte deshalb den interreligiösen Dialog fördern, damit die Einwohner*innen von Mauritius mehr über andere Gemeinschaften erfahren. „Wir müssen uns mehr auf die Kernbotschaften der einzelnen Religionen fokussieren, die sich stark ähneln, etwa in Bezug auf die Nächstenliebe", sagt Nuckchady. Wenn sich die

Menschen darauf fokussieren würden, statt auf die Unterschiede, könne es einen besseren Dialog geben.

Da die Religion einen wichtigen Teil der Identität der Menschen ausmacht, könne sie so auch instrumentalisiert werden, wenn die Gläubigen nicht über andere Ansichten und Philosophien informiert sind: „Wir sehen das im Wahlkampf, wenn der muslimische Kandidat im Viertel über religiöse Minderheiten redet und behauptet, sie würden zum Beispiel nichts zur Wirtschaft beitragen“, sagt Nuckchady.
Über Social Media könnten sich solche Statements noch besser verbreiten und führen ihm zufolge teilweise zu Hass-Kommentaren.

Das Verhältnis zu den hinduistischen Gläubigen sei überwiegend gut, sagt er. Doch er befürchtet, dass sich dieser Zustand in Zukunft ändern und sich den politischen Veränderungen in Indien angleichen könnte.
Dort fokussiert sich die regierende BJP-Partei auf das Konzept des Hindu-Nationalismus und diskriminiert Andersgläubige wie Muslim*innen oder Christ*innen.
„Aktuell spüren wir noch keine konkreten Benachteiligungen“, erklärt Bashir Nukchady. Indien unterstütze Mauritius aber finanziell: „Es könnte sein, dass sich die Regierung deshalb stärker an der indischen Politik orientiert und andere Religionsgemeinschaften etwa auf dem Arbeitsmarkt benachteiligt.“

Dass sich Christ*innen häufig diskriminiert fühlen, führt er auf die Zeit zurück, als die meisten Sklav*innen auf Mauritius kreolische Christ*innen waren.
Die Hindus und Muslim*innen kamen hingegen überwiegend als Vertragsarbeiter*innen nach der Abschaffung der Sklaverei. Dadurch genossen sie auch eine bessere Bildung – die Kreol*innen hätten stattdessen häufig im Bereich der Fischerei gearbeitet und vermutet, dass etwa eine Karriere im öffentlichen Dienst nicht geeignet für sie wäre.

3. Vacoas-Phoenix: Christlicher und hinduistischer Glaube

Nach meinem Aufenthalt in Point aux Sables fahre ich nach Vacoas-Phoenix. Die Stadt liegt im Landesinneren und ist mit rund 106.000 Einwohner*innen ebenfalls vergleichsweise groß.

Der Friedhof in Phoenix ist ein weiteres Symbol für den Multikulturalismus in Mauritius. Auf ihm sind die größten Religionsgemeinschaften der Insel vertreten. Dabei wurde die große Fläche des Friedhofs in verschiedene Sektionen aufgeteilt – christliche (im Bild links), hinduistische und muslimische (im Bild rechts) – in denen die jeweiligen Gräber zu finden sind.

„Viele kreolische Eltern haben früh die Schule verlassen" – Gabriele

In einem Einkaufszentrum treffe ich mich mit Thomas und Gabriele. Das sind nicht ihre richtigen Namen, die beiden möchten anonym bleiben. Sie sind vor 17 Jahren nach Mauritius ausgewandert und befürchten, dass ihr Visum möglicherweise nicht verlängert werden würde.

Thomas und Gabriele haben eine Nichtregierungsorganisation auf Mauritius gegründet. In diesem Rahmen helfen sie benachteiligten Jugendlichen, hauptsächlich aus der kreolischen Community. Offiziell ist die Organisation keine christliche NGO, die beiden

sind aber evangelikale Christ*innen und versuchen, den Menschen durch ihre Arbeit Jesus zu zeigen und ein gutes Beispiel zu sein.

Sie arbeiten vor allem mit Jugendlichen, die früh die Schule verlassen haben. Ein Grund dafür ist zum Beispiel, dass auch die Eltern der Kinder nicht lange zur Schule gingen und sie deshalb nicht dazu motivieren. Manche Familien sind auch auf die Arbeitskraft der Jugendlichen angewiesen, zum Beispiel im eigenen Landwirtschaftsbetrieb, weshalb die Kinder die Schule nur wenige Jahre besuchen können.

Thomas und Gabriele helfen den Kindern und Jugendlichen dabei, handwerkliche und soziale Fähigkeiten zu entwickeln, sodass sie ihr eigenes Geld verdienen können und Ansprechpartner*innen bei Problemen haben. „Zu Beginn unserer Arbeit war es schwierig, auf Mauritius Fuß zu fassen“, sagt Gabriele. Viele Einwohner*innen hätten die Evangelikalen als Kult bezeichnet und ihre Arbeit skeptisch betrachtet. Mit den Jahren hat sich diese Einstellung geändert: „In den Gemeinden, in denen wir arbeiten, werden wir mittlerweile akzeptiert und willkommen geheißen“, erzählt Thomas.

Dennoch möchten sie ihre NGO nicht als christlich bezeichnen: „Die Hindu-Regierung könnte dann vermuten, dass wir die Menschen missionieren wollen“, sagt er. Sie verfolge seiner Meinung nach zwar eine Politik der Toleranz, der Multikulturalismus beziehungsweise das „Nicht-Einmischen“ spiele aber auch eine große Rolle.

Gabriele stellte ebenfalls fest, dass Religion eine wichtige kulturelle Rolle im Leben der Mauritier*innen spielt. Das Wissen um die eigene oder andere Religionen sei teilweise aber nicht stark ausgeprägt: „Manche Hindus feiern zum Beispiel gerne Diwali, können aber nicht wirklich erklären, warum das Fest begangen wird“, sagt sie.

Bei ihrer Arbeit sei sie aber auch auf viele Menschen gestoßen, die sich für das Christentum interessieren. Zu ihren Schwimmkursen kommen unter anderem viele hinduistische Frauen, die als Kinder nie schwimmen gelernt haben. „Ihnen wurde eingeredet, dass das nicht wichtig für Mädchen sei“, erklärt Gabriele. Während der Kurse erzähle sie aus der Bibel und vom Leben Jesu. „Daran sind die Frauen sehr interessiert und wollen häufig mehr erfahren“, sagt sie.

„Die indische Kultur ist auf Mauritius noch sehr intakt“ - Balwant Thakur

Am nächsten Tag treffe ich Balwant Thakur, den Direktor des *Indira Gandhi Center for Indian Culture* und der kulturelle Botschafter Indiens in Mauritius. Er ist Hindu und in Indien geboren. Thakur betont, dass Hindus die anderen Glaubensgemeinschaften respektieren und Andersgläubige nicht missionieren wollen.

Das Indira Gandhi Center in Phoenix ist die größte kulturelle Vertretung außerhalb Indiens und veranstaltet regelmäßig Events, zu denen der beispielsweise kreolische und indische Tänze miteinander verbunden und aufgeführt werden. „Über die kulturelle Darbietung wollen wir ein Verständnis für die verschiedenen Kulturen schaffen, die auf Mauritius zusammenleben“, sagt Thakur.

Er erklärt, dass die Beziehungen der Hindus zu den Muslim*innen auf Mauritius enger sind als zu den Christ*innen, da sich beide Gruppen auf die indische Herkunft beziehen können. „Die muslimischen und hinduistischen Inder*innen brachten Entwicklung und transformierten Mauritius“, sagt er. „Sie bewahrten die indische Kultur, weshalb sie auch heute noch sehr intakt ist.“

„Wir haben die Pflicht, von Gott zu erzählen" – Laurance Andre

Durch Zufall laufe ich am nächsten Tag an einer anglikanischen Kirche vorbei. Die fünf Frauen, die darin sitzen, bitten mich hinein. Sie beginnen gerade mit ihrem monatlichen Treffen, in dem sie beten, singen, sich gegenseitig ermutigen und sich über bestimmte Bibelstellen austauschen. „Wir haben auch eine WhatsApp-Gruppe. Wenn jemand ein Problem hat, meldet sie sich und wir beten für sie", erklärt Laurance Andre, eine der Frauen.

In dieser Woche beschäftigten sie sich mit dem Lukas-Evangelium, Kapitel 12. Darin sagt Jesus, dass die Menschen, die sich zu ihm bekennen, auch von den Engeln Gottes aufgenommen werden. Diejenigen, die ihn verleugnen, würden aber auch von ihnen verleugnet werden.

Die Frauen stellen fest, dass sie zwar das Bedürfnis und dem anglikanischen Glauben zufolge auch die Pflicht haben, über das Christentum aufzuklären, in der Öffentlichkeit falle es ihnen aber schwer, diese Regel zu befolgen – auch, weil sie anderen ihren Glauben nicht aufzwingen wollen.

Anglikanische Christ*innen sind katholisch und evangelisch geprägt: Sie praktizieren keine Heiligenverehrung und kirchliche Ämter stehen Männern und Frauen offen, wie die Katholik*innen sehen sie aber in der Hostie den Leib Jesu und im Abendmahl eine ständige Wiederholung seines Opfers.

4. Flic en Flac: Religion und Tourismus

Was in vielen Gesprächen auffällt: Die Einwohner*innen von Mauritius sind sehr stolz auf ihre Insel – auf die unterschiedlichen Landschaften wie die Berge und das Meer, das tropische Klima und die Tatsache, dass viele Tourist*innen hier Urlaub machen.

In meiner vierten Woche auf Mauritius möchte ich ein paar der Touristen-Attraktionen besuchen. Die erste ist der Ganga Talao, auch Grand Bassin genannt. Der See gilt als Heiligtum der Hindus. Das erste, was bei der Fahrt zu dem See und den Tempeln sichtbar wird, sind zwei riesige Statuen: Links steht Durga, die wichtigste Göttin des Hinduismus, die in unterschiedlichen Formen auftritt. Rechts befindet sich eine Statue von Shiva, einem der Hauptgötter, der sowohl für Zerstörung als auch für Schöpfung und Bewahrung steht.
Am Fuße der großen Statue wird dieser Unterschied sichtbar: Eine kleinere Büste von Shiva zeigt ihn in seiner zerstörerischen Form, mit wirren Haaren und wütendem Blick.

Der heilige See befindet sich einige hundert Meter weiter. Er ist mit Wasser des indischen Flusses Ganges gefüllt und umgeben von Statuen von Hindu-Gottheiten wie Ganesha (im Bild) sowie kleineren Tempeln. Um zu beten, füllen manche Hindus Wasser aus dem See in eine Flasche und gießen es während des Gebets über die Füße einer Statue.

Zur Entstehung des Ganga Talao gibt es eine Legende: Dieser zufolge war der Gott Shiva mit seinem Schüler Parvati auf fliegenden Schiffen unterwegs, die aus Blumen hergestellt wurden. Auf der Reise zeigte er ihm die Länder, die der Schöpfergott Lord Brahma kreierte. Als sie auf Mauritius landeten, gelangten Tropfen des heiligen Flusses Ganges in einen Krater. Diese Tropfen stammten von Shiva, der sie aufgrund eines zurückliegenden Kampfes in seinen Haaren trug. Der Krater füllte sich sofort und die Tropfen flehten den Gott an, auf der Insel nicht alleine gelassen zu werden.
Shiva versprach, dass eines Tages Menschen vom Fluss Ganges auf die Insel kommen würden und jedes Jahr zu dem See pilgern werden – bis heute wird deshalb das *Maha Shivaratri*-Fest gefeiert, zu dem hunderttausende Menschen das Heiligtum besuchen.

„Der Anbau von Zuckerrohr hat Mauritius verändert" – L'Aventure du Sucre

Die Zuckerrohr-Pflanze, die auf ganz Mauritius angebaut wird, spielt eine wichtige Rolle in der Geschichte des Landes. In der Ausstellung „L'Aventure du Sucre" wird ihre Bedeutung in einer alten Zuckerfabrik erklärt.

Zuckerrohr ist keine einheimische Pflanze, sondern wurde von niederländischen Kolonialherren im Jahr 1639 von der indonesischen Insel Java nach Mauritius gebracht. Das tropische Klima bietet gute Voraussetzungen für ihren Anbau, und so wurden in den darauffolgenden Jahren viele Wälder abgeholzt, um Plantagen zu erstellen.

Für die Arbeit auf den Feldern setzten die niederländischen und später die französischen und britischen Kolonialmächte Sklav*innen ein. Diese kamen vor allem aus Ostafrika und Madagaskar, einige aus Indien. Neben der landwirtschaftlichen Arbeit bauten sie auch Straßen und Gebäude und damit die Infrastruktur der Insel auf.

1807 wurde die Sklaverei offiziell verboten. Illegal wurde sie allerdings bis 1824 ausgeübt. Eine wichtige Person für die christlichen Sklav*innen war der Priester Père Laval, der sich in dieser Zeit als „Apostel der Ärmsten" für ihre Rechte einsetzte. Auch heute noch wird in jedem katholischen Gottesdienst an ihn gedacht.

Nach der Abschaffung der Sklaverei arbeiteten manche Sklav*innen als „Lehrlinge" in ihren ehemaligen Betrieben. Dort sollten sie den britischen Kolonialherren zufolge zu „freien Bürgern" ausgebildet werden – tatsächlich wurden sie aber weiterhin eher wie Sklav*innen behandelt. Andere ehemalige Sklav*innen arbeiteten als Handelnde in der Hauptstadt Port Louis oder als Fischer*innen an der Küste.

Auf den Zuckerplantagen gab es nach der Abschaffung der Sklaverei aber einen hohen Bedarf an Arbeitskräften, weshalb sich die britische Regierung für die Einführung der Vertragsarbeit entschied (s. S. 13).

Die Arbeit auf den Feldern war hart und erinnerte vor allem zu Beginn eher an die Bedingungen zu Zeiten der Sklaverei. Religion war für die Vertragsarbeiter*innen besonders wichtig, um sich auf ihre hinduistischen Wurzeln zu beziehen. Sie bauten unter anderem Tempel in der Nähe der Plantagen und wurden dabei teilweise auch von den Besitzern des Betriebs unterstützt.

Nach einigen Jahren besserten sich die Arbeitsbedingungen und die Arbeiter*innen gründeten unter anderem eigene Gewerkschaften. Nach dem Ende der Vertragsarbeit im Jahr 1920 konnten sie sogar eigenes Land kaufen oder pachten und sich so ein Unternehmen aufbauen.

Auch heute noch wird Zuckerrohr auf Mauritius zwischen Juni und Dezember mit der Hand geerntet. Mithilfe von heißem Wasser wird die Pflanze anschließend mehrmals maschinell gepresst, um den Saft zu bekommen. Dieser wird so lange erhitzt, bis Zuckersirup übrig bleibt und schließlich kristallisiert.

Heutzutage wird aus der Pflanze mehr gewonnen, als nur Zucker: Unter anderem produzieren mehrere Destillerien Rum aus Zuckerrohr. Die Reste der Pflanze, die sogenannte Bagasse, kann verbrannt und so für die Energieproduktion genutzt werden.

„Diwali ist eines der wichtigsten Feste für Hindus" – Balwant Thakur

Neben Dusshera findet in meiner Zeit auf Mauritius ein weiteres wichtiges hinduistisches Fest statt: Diwali, das Lichterfest. Schon Wochen zuvor wurde in vielen Geschäften mit Rabatten geworben.

Mit den Lichtern soll das innere Licht symbolisiert werden, das vor der Dunkelheit schützt. Das Fest wird bereits einige Tage zuvor vorbereitet: Die Hindus reinigen ihre Häuser gründlich und dekorieren sie mit Lichterketten, um die Göttin Lakshmi zu begrüßen. Sie steht für Reichtum und Wohlstand und wird an Diwali verehrt. Einer Legende zufolge zieht Lakshmi an diesem Tag umher und lässt sich in dem Haus nieder, welches sie am schönsten findet. An Diwali beschenken sich Hindus gegenseitig, es wird gebetet, besonderes Essen gegessen und in manchen Städten ein Feuerwerk veranstaltet.

5. Grand Baie: Abschluss im Norden der Insel

Die katholischen Christ*innen feiern auch in Mauritius am 1. November Allerheiligen und gedenken den Verstorbenen. Doch auch am Tag darauf finden Allerheiligen-Gottesdienste statt, unter anderem am Cap Malheureux im Norden der Insel.
An diesem Tag haben die Mauritier*innen, anders als an Allerheiligen, nämlich frei. Sie gedenken an diesem Tag den ersten Menschen, die 1834 im Rahmen der Vertragsarbeit von Indien nach Mauritius kamen.

„Es ist schwierig, die Genehmigung für evangelikale Events zu bekommen" – Vinod Ramroop

Vor meinem Abflug nach Mauritius habe ich verschiedene religiöse Organisationen und Gotteshäuser für ein Interview angefragt. Nur wenige haben geantwortet – Pastor Vinood Ramroop war einer von ihnen. Ich treffe mich mit ihm und seiner Frau in Grand Baie.

Ramroop ist Pastor einer evangelikalen Gemeinde, von denen es auf Mauritius nur wenige gibt. Geboren wurde er allerdings als Hindu. „Ich bin konvertiert, als mir ein evangelikaler Christ von Jesus erzählt hat und ich mich daraufhin selbst mit der Bibel und dem Christentum auseinandergesetzt habe", erzählt er. Seine Gemeinde unterscheidet sich von anderen evangelikalen auf der Insel, etwa der *Assembly of God.* Diese würden sich sehr auf das Wirken des Heiligen Geistes und auf die Austreibung von Dämonen fokussieren. „In manchen Bereichen arbeiten wir aber zusammen und veröffentlichen gemeinsame Stellungnahmen, etwa zum Thema Abtreibung", sagt Ramroop.

Seiner Meinung nach kümmert sich die Regierung von Mauritius um die Angehörigen aller Religionsgemeinschaften. Viele Christ*innen kreolischer Herkunft seien aber weniger gebildet und hätten dadurch auch weniger finanzielle Ressourcen. „Häufig haben die Eltern in diesen Familien nicht erkannt, wie wichtig Bildung ist, da sie selbst die Schule früh verlassen und gearbeitet haben", sagt der Pastor. Seine Kirchengemeinde unterstützt die benachteiligten Kinder und Jugendlichen mit Materialien und Unterricht. Dieser beinhaltet ihm zufolge aber keine religiösen Inhalte, sondern ist auf den offiziellen Lehrplan und mit der Regierung abgestimmt.

Für seine Gemeinde sei es schwierig, religiöse Veranstaltungen abzuhalten, erklärt Ramroop. Der Grund dafür ist ein Ereignis, das 2010 stattfand: Die Vereinigung Assembly of God lud für eine Feier einen bekannten, indischen Comedian ein, Johnny Lever. Viele Menschen kamen zu der Veranstaltung, weil sie dachten, dass er ein Comedy-Programm spielt. Stattdessen erklärte er, wie er zu Gott fand und warum er vom Hinduismus zum Christentum konvertierte. Einige Gäste, darunter viele Hindus, fühlten sich hintergangen – manche begannen sogar, zu randalieren.
Seitdem müssen religiöse Veranstaltungen immer genehmigt werden, unter anderem von der Stadt und vom Ministerium. „Die sind seit dem Vorfall teilweise sehr skeptisch und erlauben uns zum Beispiel häufig nicht, Missionierende aus der ganzen Welt einzuladen“, sagt Ramroop.

7. Fazit

Es war nicht immer einfach, mit Menschen über das Thema Religion zu reden. Wenn ich zum Beispiel Gläubige vor Gotteshäusern angesprochen habe, hatten sie oft nur wenig Zeit oder es war zu hektisch, um Interviews zu sensiblen Themen wie Glaube und Diskriminierung zu führen. Es funktionierte aber gut, Organisationen erst vor Ort zu besuchen und dort ein Interview auszumachen. Vor meiner Reise hatte ich befürchtet, dass ich auf diese Weise nur religiöse Führungspersönlichkeiten treffe. Aber Organisationen wie die christliche NGO oder die Hosts der AirBnBs ermöglichten es, auch mit anderen Bürger*innen der Insel zu sprechen.

Die Problematik der Marginalisierung von Christ*innen kreolischer Herkunft ist vielschichtig und lässt sich nicht nur auf einen religiösen Konflikt zwischen den Gemeinschaften herunterbrechen. Stattdessen spielen auch die Kolonialgeschichte, Rassismus, und Vorurteile anderen gegenüber eine wichtige Rolle. Diese Verflechtungen aufzubrechen, ist sicher schwierig – mit dem Council of Religions wurde aber eine Institution geschaffen, um genau das zu versuchen.

Den Einschätzungen von Christ*innen zufolge bessert sich die Situation langsam und die Diskriminierungen werden abgebaut. Wichtig sind dabei auch die Bildung und das Wissen um die Ansichten von Andersgläubigen, um so ein interreligiöses Verständnis

zu fördern.
Auch wirtschaftlich gesehen ist Mauritius auf einem guten Weg und wird ab dem nächsten Jahr voraussichtlich nicht mehr als Entwicklungsland gelten. Wenn die Regierung weiterhin in Bildung und interreligiösen Dialog investiert, stehen die Chancen gut, dass Mauritius weiterhin ein Land bleibt, in dem die unterschiedlichen Religionen friedlich zusammenleben.

Während des Rückflugs muss ich an Audrey Steulet aus Pointe aux Sables denken, die im Grunde das Ziel des Stipendiums der Heinz Kühn Stiftung zusammengefasst hat: „Wenn jemand nur im Hotel ist, kann er eigentlich überall sein, in Ägypten, Thailand oder auf Mauritius. Aber erst, wenn man vor Ort wohnt und die Kultur eines Landes kennenlernt, dann sieht man, wie die Leute tatsächlich leben und wie sie sich fühlen.“

8. Dank

Vielen Dank an die Heinz Kühn Stiftung, die diese Reise ermöglicht hat, und vor allem an Ute Maria Kilian für die Betreuung und Unterstützung bei der Planung.
Ich möchte mich außerdem noch einmal auf diesem Weg bei den netten Menschen bedanken, die mir auf Mauritius bei meinem Projekt geholfen haben: Die AirBnB-Hosts Audrey und Robert, die sich zu einem sehr persönlichen Thema interviewen ließen und mir sogar ein thematisch passendes Buch geschenkt haben, meine Interviewpartner*innen der verschiedenen Religionsgemeinschaften, die oft spontan auf meine Anfragen reagieren konnten, sowie die Mitglieder des Council of Religion, die die Antworten einordnen konnten.
Merci beaucoup für die schöne Zeit!